

Evangelisch-Lutherische Landeskirche
Mecklenburgs
XIV. Landessynode
3. Tagung
29. - 31. März 2007

Drucksache 56

Bericht
des
Landesbischofs
(es gilt das gesprochene Wort)

Herr, wohin sollen wir gehen? (Joh. 6, 68)

Diesen Bericht möchte ich unter zwei Bibelworte stellen, die für mich in meinem Leben und in meinem Dienst besondere Bedeutung haben. Da antwortete Simon Petrus: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, dass du bist der Heilige Gottes.“ (Johannes 6, 68 und 69) und „Bemühe dich darum, dich vor Gott zu erweisen, vor Gott dich als einen rechtschaffenen und untadeligen Arbeiter, der das Wort der Wahrheit recht austeilt.“ (2. Timotheus 2, 15) Das Petrusbekenntnis nach Johannes ist mein Konfirmations- und unserer Trauspruch. Das Wort aus dem Timotheusbrief prägte den Ordinationsgottesdienst am 27. November 1966 in der Kirch Grambower Kirche. Wir alle zehren von dem, was große Vorbilder im Glauben und in der Nachfolge uns gegeben haben. Immer ist Vergewisserung im eigenen Glauben grundlegend für das Tun und Entscheiden im Dienst unserer Kirche. Oft spricht man das Bekenntnis zaghaft, manchmal auch mit einer inneren Distanz, bis man wieder eingeholt wird von der Frage: Wollt ihr auch weggehen? Zu dem Bekenntnis gehört - und das prägt das Timotheuswort ein – die Bereitschaft, den Dienst und das eigene Handeln zu verantworten. Dazu gehört auch die Erfahrung, dass aus dem gemeinsamen Bekenntnis die Kraft fließt, die eigenes Bemühen, sich „als rechtschaffener und unsträflicher Arbeiter zu erweisen, der das Wort der Wahrheit recht austeilt“ möglich macht. So wird das eigene Bemühen erst möglich durch das Geschenk der Gnade.

Wenn ich im Juli den aktiven Dienst beende, liegen über 43 Jahre des Lebens und Arbeitens in dieser Kirche unter den verschiedensten Gegebenheiten und in den verschiedensten Situationen hinter mir. Mir leuchtet es nicht ein, wenn die heutige Zeit als für die Kirche besonders schwere Zeit gekennzeichnet wird. Jede Zeit der Kirche, auch in den letzten 43 Jahren, hatte besondere Höhen und Tiefen, leichtere und schwerere Etappen. Wohl waren die Jahre vor 1989 in einiger Hinsicht leichter mit dem klaren Gegenüber in einer kämpferisch atheistisch dominierten Gesellschaft. Wir hatten ein fassbares Gegenüber, das die eigene Gemeinschaft stärkte und das Abdriften über die Ränder hinaus für viele nicht zuließ. Doch hat diese Zeit für viele in unserer Kirche auch Schweres gebracht. Ihr Gewissen wurde verbogen oder sie wurden zur Auswanderung und Emigration getrieben. Andere haben sich still zurückgezogen. Viele haben große Nachteile und Demütigungen hingenommen.

Was kennzeichnet schwere Zeit für unsere Kirche und ihre Gemeindeglieder? Sind es Anfeindungen von außen, spöttische Bemerkungen, Häme und die demonstrative Nichtachtung? Sind es finanzielle Sorgen, die heute von manchen so hervorgehoben werden und sich in der Prognose für die nächsten Jahre noch zu verschlimmern scheinen? Dem kann man nur entgegenhalten, dass 1947/1948 unsere Landeskirche teilweise so wenig Finanzmittel hatte, dass alle Gehälter um über 10 % gekürzt und die Bezüge zwei Mal im Monat ausgezahlt werden mussten. Und die Kirche hat gelebt.

Für mich zählt zu den Problemen unserer Kirche, dass wir manches mit zu wenig Augenmaß und Gelassenheit angehen. Notwendiges Verändern und das Sicheinrichten in den jeweils gegebenen Verhältnissen darf nicht in Veränderungswut ausarten und mit einem Veränderungspathos herbeigeredet werden. Ich sehe die Aufgabe unserer Kirche heute nicht vornehmlich darin, Strukturfragen zu stellen und gegebenenfalls zu lösen. Ich nehme eine geistliche Orientierungskrise wahr. Wenn dies als ein Zeichen einer schweren Zeit für die Kirche angesehen wird, dann kann ich wohl zustimmen. Wer andere für den Glauben gewinnen und im Glauben stärken will, der muss sich seines eigenen Glaubens gewiss sein. Ist die in unserer Kirche übliche Verpflichtung auf die Bekenntnisse der lutherischen Kirche nicht dabei eine entscheidende Hilfe? Ich weiß mich hineingestellt in eine Kette, die mich hält, und in eine geistliche und theologische Tradition, aus der ich schöpfen kann. Den Inhalt

des Evangeliums gebe ich weiter in Formen und Bildern, in Erkenntnissen und Gedankengängen, die andere vor mir gefasst haben und denen ich mit meinem Leben und meiner Existenz neue Gestalt gebe. Biblische Botschaft, das Bekenntnis unserer Kirche als hermeneutischer Schlüssel und meine Existenz in rechter Weise zusammenzuführen, ist eine immer wiederkehrende Aufgabe. Dies sind Eckpunkte eines Dreieckes. Vernünftige Gestalt gewinnt dieses Dreieck nur, wenn die Eckpunkte miteinander gut verbunden sind. In dieser Weise theologisch und kirchlich zu arbeiten, kann ein Gegengewicht in geistlicher Orientierungskrise geben.

Dies sage ich auch im Blick auf die Fragen, die einige unserer jungen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter durch ihr Erleben von Ausgebranntsein stellen. Auch solche Erscheinungen müssen - so meine ich - unter dem Aspekt gesehen werden, ob die Betroffenen für sich eine geistliche Orientierungskrise erleben? Wie helfen wir einander, ohne uns gegenseitig mit der scheinbaren eigenen Sicherheit zu erdrücken?

Hat Seelsorge im eigentlichen Sinn mit Zuspruch und Anspruch in diesen Zusammenhängen noch das gleiche Gewicht, wie es Supervision und Beratungsprozesse haben? Inanspruchnahme von Supervision stärkt die Dienstfähigkeit und wird durch unsere Regelungen auch finanziell gestützt. Inwieweit sehen wir uns alle zur Inanspruchnahme von Seelsorge verpflichtet? Dass ich hier meiner Aufgabe - der Landesbischof trägt Verantwortung für die Seelsorge - wie es in dem Katalog der Aufgaben des Landesbischofs im Leitungsgesetz beschrieben ist, nur teilweise gerecht geworden bin, ist mir wohl bewusst. Gleiches gilt auch für andere Schwerpunkte der Aufgaben, die von dem Dienst des Landesbischofs erwartet werden.

Zeitgemäße Verkündigung

Wenn dem Landesbischof Verantwortung für die Verkündigung und Lehre in der Landeskirche aufgetragen ist, kann dies nicht nur durch Sorge um den Vorbereitungsdienst der Pastorinnen und Pastoren und durch Verantwortung für die Pfarrstellenbesetzungen und im weitesten Sinn für die Personalplanung erledigt werden. Ich habe die Begleitung des Pastoralkollegs und der Kreise, die der Weiterbildung in den ersten Amtsjahren gelten, auch unter dem Gesichtspunkt gesehen, dass ich dazu helfe, wie zeitgemäß und verantwortlich heute kirchlich gehandelt wird.

Ich denke, unsere Verkündigung verträgt nur zu einem kleinen Teil modische Gags. Unsere Verkündigung wird nicht dadurch eindringlicher, wenn wir sie in einer Verpackung verbergen, deren Hülle den Inhalt nicht mehr erkennen lässt. Hier haben wir eine gemeinsame Aufgabe. Hier sind wir uns gegenseitig Hilfe und Rat schuldig. Die Jahresgespräche und auch die Beratungen in den Kirchgemeinderäten nach jeweils 10-jährigem Dienst in einer Gemeinde sollten auch dazu intensiv genutzt werden. Ich würde es begrüßen, wenn die Gespräche nach 10-jähriger Dienstzeit nicht nur für Pastorinnen und Pastoren, sondern auch für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Verkündigungsdienst - also Kirchenmusiker, Gemeindepädagoginnen usw. - zur Regel würden. Alle brauchen eine Gelegenheit, über die eigenen Erfahrungen vor dem Gremium zu sprechen, das die Gemeinde repräsentiert, und ebenso haben die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter es verdient, dass sie ein ausdrückliches Echo für ihre Arbeit erhalten.

Ich kann es nur begrüßen, dass viele Gemeindeglieder bereit sind, Aufgaben in der Verkündigung zu übernehmen, ob nun als Prädikanten oder Lektoren. Jede Gemeinde muss dabei aber auch um ihre Verantwortung wissen. Jeder Prädikant braucht die Akzeptanz in der Gemeinde wie auch eine gute Begleitung durch unsere Kirche. Die vor einigen Jahren

beschlossene Prädikantenordnung regelt manches, anderes muss immer neu hinzugefügt werden. Für jeden/jede, der/die öffentlich für die Kirche Gottesdienste leitet und im Verkündigungsdienst tätig ist, gilt, was CA XIV sagt. So ist es gut, wenn wir gemeinsame Kriterien verabreden, die für die gelten, die den Auftrag der öffentlichen Verkündigung wahrnehmen. Die Ausarbeitung der VELKD „ordnungsgemäß berufen“ sollte dabei im Blick sein.

Wenn in einer Gemeinde ein Predigtwettbewerb ausgeschrieben und durch eine Jury eine Bewertung vorgenommen wird und der Gewinner dann seine Predigt vorträgt ..., wie ist das mit dem rite vocatus (ordnungsgemäß berufen) nach CA XIV in Einklang zu bringen? Predigtarbeit ist Textarbeit, Arbeit mit dem biblischen Text. Ohne gründliche Exegese ist eine sachgemäße Verkündigung nicht möglich. Schriftgemäß predigen ist gerade in unserer Zeit gefordert, wo bei vielen Predigthörerinnen und -hörern biblisches Wissen nicht so vorhanden ist, wie es vielleicht noch vor zwei oder drei Generationen erwartet werden konnte. Persönliche Glaubenszeugnisse sind nicht ohne Weiteres Verkündigung im Auftrag unserer Kirche und darum nicht Predigt. Die Öffentlichkeit kann mit Recht erwarten, dass öffentliches Reden der Kirche – wo auch immer es geschieht – authentisch, theologisch reflektiert und so verantwortet ist.

Wer hier eine Einengung und ein „Dämpfen des Geistes“ sehen will, weiß nicht um die Verantwortung für das Predigtamt, das um Glauben zu wecken, eingesetzt ist (CA V).

In der Gemeinschaft der Kirchen

Viel Zeit und Energie haben wir in den letzten Jahren in die Gespräche investiert, die wir mit unserer pommerschen Nachbarkirche zur Bildung einer gemeinsamen Kirche in Mecklenburg-Vorpommern geführt haben. Dabei waren die Erfahrungen im Herbst 2005 wenig einladend. Die pommersche Synode beendete damals durch Beschluss die Arbeit der Gruppe, die paritätisch zusammengesetzt klären sollte, welche Voraussetzungen für eine gemeinsame Kirche nötig sind. Der gemeinsame Synodentag Ende August 2006 in Züssow gab wieder ein positives Signal in die Öffentlichkeit, dass an einer eindeutigen Entscheidung für eine gemeinsame Kirche in Mecklenburg-Vorpommern nicht gezweifelt werden konnte. Entscheidungen der pommerschen Kirchenleitung zu Personalfragen und der Beschluss der pommerschen Synode zum Prüfauftrag, ob und wie ein Anschluss an die Evangelische Kirche von Berlin-Brandenburg möglich sei, haben - so sehe ich dies - die Grundlage eines fairen Miteinanders erneut in einer Weise belastet, dass ein weiterer gemeinsamer Weg kaum erkennbar war. Immer wieder mussten wir in Mecklenburg den Eindruck gewinnen, dass die interne Zerrissenheit in der pommerschen Kirche ein klares Entscheiden für den Weg zu einer Kirche in Mecklenburg-Vorpommern verhindert. Allein schon der Versuch, die möglichen Folgen eines Anschlusses der pommerschen Kirche an die Berlin-Brandenburgische mit denen eines Anschlusses an die mecklenburgische Landeskirche nebeneinander zu stellen, konnte von uns nur entschieden zurückgewiesen werden. In Gesprächen zu einer gemeinsamen Kirche in Mecklenburg-Vorpommern ist auf unserer Seite das Wort „Anschluss“ nie gefallen. Warum in Pommern darum solche Berechnungen angestellt wurden und ein Anschluss damit als Möglichkeit bedacht worden ist, kann ich nur schwer verstehen.

Das Bild, dass die Beschlüsse der pommerschen Synode von Mitte März bieten, macht die Perspektiven in keiner Weise klarer. Nach wie vor wird offenbar in der pommerschen Kirche die Frage, welche Konsequenzen ein Anschluss an die Berlin-Brandenburgische Kirche haben kann, weiter bedacht. Gleichzeitig wird das Angebot der Nordelbischen Kirche aufgenommen und die Bereitschaft zu Sondierungsgesprächen, wie eine Fusion - so heißt es in dem

Synodenbeschluss - der drei Kirchen Gestalt gewinnen könnte, erklärt. Die pommersche Synode erwartet Ergebnisse dieser Prüfung auch zu ihrer Herbsttagung. Soll nun die Arbeit in ähnlicher Weise wiederholt werden, wie der Prüfauftrag, wie ein Zusammengehen mit der Berlin-Brandenburgischen Kirche aussehen könnte, erledigt wurde?

Ein ernsthaftes Sprechen über einen gemeinsamen Weg der drei Kirchen Nordelbiens, Pommerns und Mecklenburgs kann nur Sinn machen, wenn qualifizierte Voten aller drei Synoden vorliegen, die den gemeinsamen Weg gutheißen. Ein qualifiziertes Votum heißt für mich: Es kann nur in eine Richtung gesprochen werden. Entweder ist eine gemeinsame Kirche entlang der deutschen Ostseeküste gewollt oder die pommersche Kirche entscheidet sich für ein Zusammengehen mit der Kirche von Berlin-Brandenburg. Eine klare Entscheidung ist nötig. Ob sie im Herbst in der pommerschen Synode zustande kommt?

Ich bin gefragt worden, ob auch Mecklenburg einen Weg nach Berlin-Brandenburg mitgehen könnte. Dies kann ich mir in der gegenwärtigen Situation in keiner Weise vorstellen. Ich halte nach wie vor zunächst eine gute gemeinsame kirchliche Arbeit in Mecklenburg-Vorpommern - in welcher Gestalt auch immer - für das nahe liegende und auch mögliche Ziel. Dem Beschluss der pommerschen Synode entnehme ich, dass nur an ein Zusammengehen aller drei Kirchen an der Ostseeküste gedacht ist. Aus Pommern sind aber auch Stimmen zu hören, die bilaterale Gespräche zwischen der nordelbischen und der pommerschen Kirche für möglich halten. Welche Signale will man uns geben?

Für Anfang Mai ist ein gemeinsames Treffen der drei Kirchenleitungen Nordelbiens, Pommerns und Mecklenburgs geplant. Gehen erste Gespräche über die Frage hinaus, ob und wie es zu einer Gemeinsamkeit der drei Kirchen kommen könnte, wird der weitere Weg viel Zeit brauchen. Zeitdruck, um schnell zu Ergebnissen zu kommen, bedeutet, das ganze Vorhaben mit einer Hypothek zu belasten, die von niemandem getragen werden kann. Die Einladung der Kirchenleitung der nordelbischen Kirche zu solchen Gesprächen kam für uns in Mecklenburg in gewisser Weise überraschend. Ich sehe diese Einladung als eine Fortsetzung des Weges, der mit dem Abschluss der Kooperationsvereinbarung vom September 2000 begonnen worden ist. So konnte ich mich auch bereit finden, eine Einladung der nordelbischen Kirchenleitung anzunehmen, gemeinsam mit Bischof Abromeit in einer Sitzung der Kirchenleitung in aller Vorläufigkeit auf die Einladung zu reagieren. In der Beratung habe ich aus meiner Sicht das Miteinander der pommerschen und mecklenburgischen Landeskirche erläutert, aber mich auch zu dem Strukturprozess innerhalb der nordelbischen Kirche, in dem wohl wichtige Entscheidungen getroffen worden sind, die Entscheidungen aber nun umgesetzt werden müssen, geäußert. Ich wünsche unserer nordelbischen Nachbarkirche nach diesem Umgestaltungsprozess eine Phase, in der alle vorhandenen Kräfte auf die wesentlichen Aufgaben der Verkündigung und des Gemeindeaufbaus verwandt werden. Auch die nordelbische Kirche steht vor der Herausforderung, wie sie die Basis ihrer Arbeit erhalten, ja stärken kann. Wenn sich in einer Kirche in 30 Jahren ihres Bestehens die Zahl der Gemeindeglieder auf zwei Drittel verringert hat und dieser Prozess sich kaum zu verlangsamen scheint, kann uns das als Partnerkirche nicht unberührt lassen. Auch die Themen, mit denen die nordelbische Kirche in vergangenen Jahrzehnten Schlagzeilen gemacht hat, wirken nicht immer einladend. Dennoch sollten wir – so meine ich – unbefangen und unvoreingenommen in die Vorgespräche eintreten, aber dem Druck nach schnellen Ergebnissen nicht nachgeben.

Ich weiß wohl, dass auch wir Mecklenburger schwierige Gesprächspartner waren und sind. Wenn ich von den Zumutungen spreche, die wir vor allem aus Pommern hinnehmen mussten, so weiß ich, dass auch wir gegenüber der pommerschen Seite Barrieren aufgerichtet haben. Nicht immer herrschte die nötige Offenheit zwischen uns. Sollte ich dabei im Ton und in der

Wahl des Zeitpunktes, zu dem manche Themen angesprochen worden sind, verletzend agiert haben, bedaure ich es. Ich habe aber auch erlebt, dass bei größter Offenheit und Deutlichkeit, mit der die Probleme angesprochen werden, sich eher ein Weg zueinander finden ließ. Insgesamt wünsche ich dem weiteren Gesprächsverlauf, dass es um die eigentliche Aufgabe geht, die uns gestellt ist: Wie können wir mit den vorhandenen Kräften und bei Gestaltung möglichst effektiver Strukturen unseren Dienst so wahrnehmen, dass viele Menschen die frohmachende Botschaft des Evangeliums erreicht?

Welche Bedeutung hat Wittenberg?

Auch in unserer Landeskirche sind die Impulse des EKD-Papiers „Kirche der Freiheit“ und die Beiträge des Kongresses in Wittenberg von Januar 2007 aufgenommen und diskutiert worden. Vor dem Kongress in Wittenberg haben etwa 35 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter - auch Mitglieder der Kirchenleitung waren dabei - einzelne Darlegungen des Papiers weiter bedacht. Vor 14 Tagen bot ein erneutes Treffen Gelegenheit, Eindrücke aus Wittenberg weiterzugeben, um vor allem der Frage nachzugehen, was ist jetzt von uns gefordert. Ein kleiner Kreis wird sich nach Ostern weiter mit der Frage beschäftigen: Welche Impulse aus dem Gesprächsprozess, der in Wittenberg nur einen vorläufigen Abschluss finden konnte, geben wir in die Landeskirche, in die Kirchengemeinderäte und Kirchengemeinden, in die Mitarbeiterkonvente und weitere Gesprächsgruppen? In dem Papier „Kirche der Freiheit“ und auch in Wittenberg sind die Strukturfragen mit mehr Gewicht bedacht worden, als ich es für angemessen halte. Dass besonders die Zahl der Landeskirchen zu einem beherrschenden Thema wurde, ließ die eigentlichen geistlichen Aufgaben, die unserer Kirche heute gestellt sind, in den Hintergrund treten. Die Öffentlichkeit hat dieses Thema - Wie viele Landeskirchen sind nötig? - begierig aufgenommen. Jetzt wird sogar von „Vorgaben der EKD“ gesprochen, nach denen die Landeskirchen ihre Fusionsbemühungen zu richten hätten. Das widerspricht deutlich meinem Verständnis von einer guten föderalen Struktur der Evangelischen Kirche in Deutschland. Auch der Wert gewachsener Kirchengestalten wird so nicht genügend bedacht. Wer das Argument, die Kirchengrenzen in Deutschland seien als Ergebnisse des Wiener Kongresses von 1815 völlig unzeitgemäß, anführt, verkennet, dass Gemeinsamkeiten langsam wachsen, aber dann eine sehr prägende Kraft entfalten. Der braunschweigische Landesbischof Friedrich Weber hat im Septemberheft der Zeitzeichen festgestellt: „Das EKD-Papier behauptet, kleinere Landeskirchen seien ihren Aufgaben nicht mehr gewachsen. Da stellt sich als erste Frage, ob das neue ecclesiologische Prinzip - „numerische Größe ist gleichzusetzen mit inhaltlicher Qualität, und die beginnt bei 1,2 Mio. Mitgliedern“ - auch für die Kirchen in der Ökumene gilt und ob große Kirchen dem neuen Prinzip genügen? Was mussten sich die kleinen, kleineren und mittelgroßen Landeskirchen in den vergangenen Wochen alles anhören: Kleinstaaterei, evangelischer Flickenteppich, geleitet vom ewig Gestrigen, die Posten, Macht und Einfluss in der Kirchenhierarchie für sich erhalten wollten.“ Ich kann mich dem Fazit, das Landesbischof Weber zieht, nur anschließen. „Größere Bereiche zu bilden, muss nicht die Fusion von Landeskirchen bedeuten. Und die Quantität erlaubt keinen Rückschluss auf die Qualität. Auch kleinere Kirchen halten Kompetenzzentren vor und befinden sich im intensiven Dialog mit der Gesellschaft. ... stärkere Kooperationen und die bessere Koordination von Aufgaben sind unabdingbar, weil nicht jede Landeskirche alles selber machen kann.“ In der Erledigung dieser Aufgabe sind wir bisher gute Schritte mit unseren Nachbarkirchen vorangekommen.

Unsere mecklenburgische Landeskirche zählt zu den kleinsten Kirchen der EKD. Zusammenarbeit mit anderen Kirchen bereichert uns. Haben wir den Mut, über Zusammenarbeit die Gemeinsamkeit zu erreichen, die für die Gestaltung einer gemeinsamen Grundordnung nötig ist – auch wenn solche Prozesse ihre Zeit brauchen.

Noch einmal: Die Vergangenheit geht mit

„Wir sind angewiesen auf die Vergebung der nach uns Kommenden“, sagte kürzlich Fulbert Steffensky. Das Miteinander verschiedener Generationen ist auch für unsere Kirche eine Aufgabe. Dies gilt besonders für das Beurteilen von Haltungen und Entscheidungen in Zeiten, in denen die uns heute gewohnte Freiheit nicht gegeben war. Dies gilt auch für Haltungen, die in damaliger Zeit aus Herkommen und eigenem Erkennen wohl erklärbar, aber uns Heutigen kaum verantwortbar erscheinen. Wenn später die Geschichte unserer Kirche in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geschrieben wird, sollte das oben von Fulbert Steffensky Zitierte gelten. Was bisher an Einzeldarstellungen über die Zeit nach 1945 uns vorliegt, ist zu sammeln und als wichtige Quellen für heutiges Entscheiden zu erschließen.

Doch auf die Vergebung angewiesen sein und die eigene Haltung zu dem Handeln in früheren Zeiten sind wohl auseinander zu halten. Ich bin in meiner Amtszeit als Landesbischof auch mit Fragen konfrontiert worden, die sich aus der Zusammenarbeit von kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit dem Ministerium für Staatssicherheit ergaben. In meinem letzten Bericht hier in der Synode habe ich einige Sätze dazu gesagt. Was mich nach wie vor bekümmert, ist die Einlassung derer, die durch Zusammenarbeit mit dem Ministerium für Staatssicherheit belastet sind, sie hätten ja niemandem geschadet. Eine solche Rechtfertigung ist kaum akzeptabel. Denn meistens bleibt der Nachweis für das Gesagte aus. Gewiss hat dieses Thema eine eminent geistliche Dimension. Wir wissen um den Zuspruch der Vergebung und haben als mit der Vergebung Beschenkte Vergebung anderen gegenüber in gleicher Weise zu bewähren, dass wir ihnen offen und fair Vergebung zusagen. Doch zugleich muss erwartet werden, dass so Betroffene eine besondere Verantwortung wahrnehmen und mit ihren Entscheidungen Signale setzen. Für die Übernahme von Aufgaben an hervorgehobener Stelle in Kirche und Gesellschaft und – so füge ich hinzu – auch in der Wirtschaft, sollte man sich nicht zur Verfügung stellen. Ich hoffe, dass wir in unserer Landeskirche hier eindeutig verfahren sind.

Dass dieses Thema nach wie vor relevant ist, zeigte die Tagung einer evangelischen Akademie vor einiger Zeit. Von Gerhard Neubert – langjährigem Mitarbeiter des Bundes der Evangelischen Kirchen in der damaligen DDR – wurde dort vorgetragen: Seit dem Ende der 50iger Jahre hätten die Kirchen zunehmend versäumt, beim atheistischen Staat dessen eigene Rechtsverletzung einzuklagen. „Statt Recht hatten wir eine Gesprächskultur“, wird Neubert zitiert. Und weiter: Die Durchdringung der ostdeutschen Kirchen durch die Stasi sei ein Symptom für mangelhafte Bekenntnistreue gewesen und habe die kirchliche Glaubwürdigkeit beschädigt. Zugleich forderte Neubert in der ganzen Diskussion eine stärkere Berücksichtigung der Opferperspektive. In der bisherigen Aufarbeitung sei die Kirche stärker auf die Täter als auf die Opfer fixiert. Die Opfer hätten jedoch dazu beigetragen, mit ihrer Haltung die normative Grundlage für eine Gesellschaft der Zukunft festzulegen, betonte Neubert mit Verweis auf Theologen wie Paul Schneider und Dietrich Bonhoeffer.

Ich teile die Auffassung von Neubert nicht, sehe aber die große Aufgabe, denen, die Opfer des totalitären Staates geworden sind, so zu begegnen, dass sie sich in ihrer Situation damals und heute verstanden wissen. Finanzielle Zuwendungen, wie sie jetzt gesetzlich geordnet werden sollen, lösen das eigentliche geistliche Problem nicht. Sie sind wohl eine Hilfe. Das Wichtigere aber ist, dass miteinander gesprochen wird und dass alles einseitige Urteilen und unbedingt Recht haben wollen unterbleibt. Noch einmal: „Wir alle sind angewiesen auf die Vergebung der nach uns Kommenden“.

Heiligendamm liegt in Mecklenburg - der G8-Gipfel

Ein Ereignis in diesem Jahr fordert gerade unser Bundesland in besonderer Weise: Der G8-Gipfel im Juni in Heiligendamm. Dass im Vorfeld zunächst die finanzielle Belastung durch die Sicherheitsmaßnahmen viel Anlass zu Auseinandersetzungen lieferte, kann kaum verwundern. Doch dass die inhaltlichen Fragen, die durch das Thema Globalisierung gegeben sind und die wir morgen weiter und intensiver in den Blick nehmen, sehr viel mehr herausfordern, war zunächst kaum bemerkbar. Was und wie können wir zu einer angemessenen inhaltlichen Auseinandersetzung beitragen? Wie können wir dazu beitragen, dass die Demonstrationen am Rande des Gipfels nicht eskalieren und dass nicht Gewalt und Zerstörungswut Einiger die notwendige inhaltliche Diskussion überdeckt? Erfahrungen aus den Vorjahren bei anderen G8-Gipfeln lassen kaum Gutes erwarten und fordern erhöhte Anstrengungen.

Eine offizielle Beteiligung unserer Kirche an einer möglichen Demonstration erscheint nicht angemessen. Für uns sollte die Einladung zu Gebet und Fürbitte Vorrang haben, wie das auch durch die Gruppe, die die Kirchenleitung zusammengerufen hat, vorbereitet wird. Das Material ist in die Gemeinden gegeben und möchte vielfach genutzt werden. Unsere Fürbitte in Gottesdiensten und besonderen Andachten auch am 6. Juni können nicht konkret genug formuliert sein, aber es bedarf großer Sorgfalt bei der inhaltlich verantwortbaren Formulierung. Mit dem G8-Gipfel sind auch die Themen Armut und Gerechtigkeit, Solidarität und Menschenwürde gegeben. Doch alle diese Themen – das ist meine Erfahrung – lassen sich nicht mit einfachen Sätzen so bearbeiten, dass sich breite Wege in eine gute Zukunft eröffnen. Wir erleben die Vielfältigkeit der Globalisierung. Auf der einen Seite verschärfen sich die Kontraste zwischen Industrienationen und Entwicklungsländern. Auf der anderen Seite nehmen wir eine Hilflosigkeit der Völkerwelt wahr, wenn es darum geht, eklatanten Verletzungen der Menschenwürde und des Rechtes auf Leben Einhalt zu gebieten. Das Geschehen im Sudan ist nur ein Beispiel dafür. Die Globalisierung ethisch zu werten und angemessen zu reagieren, dies wird nicht mit den Tagen im Juni erledigt sein. Ich wünsche mir, dass wir morgen zu Aussagen kommen, die in einem möglichst großen Konsens getragen, die aber auch vermittelbar sind.

Die anderen unser Bundesland besonders betreffenden Fragen, wie die viel zu hohe Arbeitslosigkeit und die Abwanderung junger Menschen, sind an verschiedenen anderen Orten bedacht worden. Ich bin beeindruckt von dem Engagement mancher Kirchgemeinden, die besondere Hilfen für sozial Schwache und hier besonders für Kinder organisieren. Kirche und Armut als Thema auch in unserem – so sage ich – reichen Land, lässt uns nicht los. Ich wünsche mir, dass in Kirchgemeinderäten mindestens ein Mal jährlich neben der Situation der Kirchgemeinde auch die soziale Situation des Umfeldes, in dem die Gemeinde lebt und arbeitet, bedacht wird. Gibt es in all unseren Kirchgemeinderäten mindestens einen Arbeitslosen, der die Probleme benennt und so zum Gespräch fordert? Insgesamt möchte ich Kirchgemeinderäten Mut machen, neben den gewiss wichtigen Themen Finanzen, Bauen, Grundstücksangelegenheiten, Mitarbeiterfragen und Gestaltung des Gemeindelebens auch inhaltliche Themen vermehrt zu behandeln und dazu Hilfe und Beratung auch von außen in Anspruch zu nehmen. Die Materialien zum G8-Gipfel können dazu einen guten Auftakt liefern.

Zu den bedrängenden Themen gehört auch der Rechtsextremismus und seine Wurzeln. Wir erleben, dass bei vielen Menschen Meinungen und Überzeugungen verbreitet sind, die Nähe zum Rechtsextremismus zeigen. Das Thema des Begegnungstages der beiden Landeskirchen am Mittwoch in der Karwoche mit politisch Verantwortlichen im vergangenen Jahr „Kann die

Mitte extremistisch sein? – von der Verfänglichkeit billiger Parolen bei braven Bürgern“ machte auf die Vielschichtigkeit des Themas aufmerksam.

Politische Freiheit haben wir 1989 gewonnen. Sie mitzugestalten und mit Leben zu erfüllen ist eine nie erfüllte Aufgabe. Diese Aufgabe ist besonders uns gestellt, die wir aus unserem Glauben heraus Weltverantwortung wahrnehmen.

Gut, dass wir Paul Gerhardt haben

Unser Glaube lebt auch darin, dass wir ihn in Bildern und Vergleichen beschreiben und bekennen. Wir nehmen das auf, was uns der reiche Schatz von Glaubensaussagen unserer Kirche bietet. Im Jahr, in dem wir den 400. Geburtstag von Paul Gerhardt begehen, liegt es nahe, hier besonders auf die großartigen Choräle hinzuweisen, die dieser streitbare und doch so tief empfindsame Dichter uns überliefert hat. Unser Gesangbuch wäre arm, hätten wir nicht seine Choräle zu den großen Festen, zu den besonderen Anlässen im Kirchenjahr, wie auch seine Lieder zum Abend und Morgen. Paul Gerhardt beschreibt das Leben in der Natur und führt hin zu der eindringlichen Bitte: „Mach in mir deinem Geiste Raum, dass ich dir werd ein guter Baum, und lass mich Wurzeln treiben.“

Paul Gerhardt hat in einer Zeit gelebt, gearbeitet und gedichtet, die wohl zu den schwersten in Deutschland gehörte. Die Zeit des 30-jährigen Krieges fiel in sein Leben. Er selbst hat schwere Schicksalsschläge hinnehmen müssen. Schon früh verlor er seine Eltern. Vielfach hat er Sterben in seiner Familie erlebt. Seine Frau und Kinder wurden ihm genommen. Dass dieser streitbare Lutheraner so mit der Sprache umgehen konnte, wie wir es seinen Chorälen entnehmen, ist ein Geschenk. Auch dreieinhalb Jahrhunderte später lernen wir aus seinen Liedern. Wir beten mit ihnen und wir bekennen mit ihnen unseren Glauben. Theologie bringen die großen Passionschoräle. Eine Einladung zum Loben und Danken sind Lieder wie dieses: „Ich singe dir mit Herz und Mund“. In die Tiefe des Gottvertrauens nimmt uns: „Befiehl du deine Wege“ mit hinein. Die Melodien – teilweise sind sie von Johann Crüger – machten diesen Schatz lebendig und möchten ihn auch für kommende Zeiten erlebbar machen.

Ausblick

Am Anfang habe ich auf zwei mir wichtige Bibelworte verwiesen und sie als Leitworte für diesen Bericht genannt. Sie waren und sind mir wichtig als Bekenntnis und Ruf in die Verantwortung aber auch als Erinnerung, mich der Arbeit in dieser Kirche zu stellen. Ich habe gern in unserer mecklenburgischen Landeskirche gearbeitet, in ihr gestritten um den rechten Weg. Ich habe diese Landeskirche als geistliche Heimat erlebt mit ihrer engen Verknüpfung von Gewachsenem, dem mecklenburgischen Naturell und den Besonderheiten unserer Kultur. Ich danke allen, die mich auf dem Weg im Dienst dieser Kirche begleitet, getragen, manchmal auch ertragen haben. Ich danke für alle Fürbitte und Hilfe. Vor elf Jahren hat die Landessynode mir die Aufgaben eines Landesbischofs übertragen. Nun kann ich diese Aufgabe bald abgeben. Ich freue mich, wenn ich das Dienstkreuz des Landesbischofs meinem Nachfolger bei dessen Einführung übergeben kann.